

Der höchste Berg

*Bericht einer Bergfahrt auf den Grand Combin im Schweizer Wallis,
unternommen von der Alpenvereinssektion Kufstein im Frühjahr 2016,
verfaßt von Dr. rer. pol. Martin Heipertz, Berlin*

I.

Geschäftlich fliege ich hin und wieder über die Alpen. Ich buche dann immer einen Fenstersitz. Auch neulich wieder. Verträumt habe ich nach unten auf die von Schnee und Eis bedeckten Gipfel geblickt, als der Pilot durchsagt, daß man querab den Mont Blanc entdecken könne. Die höchste Erhebung der Alpen. Viertausendachthundertneun Meter über dem Meeresspiegel. Und der Berg direkt unter uns? Ich sehe eine langgestreckte Gletscherfläche, die in einem felsigen Halbrund ausläuft. Tief im Tal ist ein Stausee zu erkennen. Der Gipfel ist langgezogen, markant, aufgebaut in drei Erhebungen. Ist das



nicht... der Grand Combin? Doch, das ist er, unzweifelhaft!

Der Grand Combin steht im Schweizer Wallis. Er ist der höchste Berg, den ich je erstiegen habe. Ausgesucht habe ich ihn mir nicht. Er ist einfach dieses Jahr wieder im Frühjahrsprogramm meiner Alpenvereinssektion Kufstein gestanden. Von Berlin aus kann ich ja höchstens einmal im Jahr eine Hochgebirgstour unternehmen. Und dann gehe ich halt das, was der Baumgartner Georg, unser Bergführer, ins Programm schreibt. Ich habe überhaupt keine Ahnung gehabt, was der Grand Combin so

für ein Berg ist. Kein *Ski-Berg* und so weiter. Richtiger Alpinismus. Da haben Sie sich aber etwas vorgenommen, hat ein Kollege von mir in Berlin gesagt, der ihn einmal im Sommer bestiegen hat. Und der ist immerhin aus Bayern; versteht etwas vom Bergsteigen. Ich eigentlich nicht.

Normalerweise wäre es schon ein Jahr zuvor soweit gewesen. Doch da ist das Wetter im Wallis zu schlecht gewesen. Mein Glück. So habe ich im Stubai erst einmal trainieren können, eintausend Meter tiefer. Aber immer noch dreitausend Meter höher als Berlin. Arg zu kämpfen habe ich da gehabt. Und bin dann seither laufen gegangen, im Tiergarten. Eigentlich hasse ich das, stupide durch einen Park zu laufen. Aber jetzt habe ich ja ein Ziel gehabt – den Grand Combin.

Am Samstag, dem 19. März 2016, sind wir von Kufstein aus aufgebrochen. Ein Kleinbus voller taten-durstiger Tiroler. Und ich. Der eine oder andere Scherz geht auf meine Kosten, aber ich teile ebenso fleißig aus und überspiele eine gewisse Mulmigkeit, die sich in mir breitmacht, je höher wir nach langer Autobahnfahrt schließlich in die Schweizer Berge rollen. Als Beifahrer bin ich zuständig für das Entziffern einer lächerlich kleinen Straßenkarte sowie für die Auswahl des Radiosenders. Mit beiden Aufgaben kann ich nicht restlos zufrieden sein: Auf den Schweizer Straßen fahren wir unfreiwillig einen kleinen Umweg. Doch der Großteil der Besatzung schläft und merkt davon nichts. Und zuvor, noch in Österreich, haben wir eine an Lächerlichkeit nicht zu überbietende Sendung im Rundfunk anhören müssen: *Frag' das ganze Land!* Man darf dort beim Sender anrufen und die versammelte Empfängerschaft mit einem hochnotpeinlichen Privatproblem behelligen. Die Zuhörer können dann ihrerseits anrufen und Rat und Beistand erteilen; wiederum vor aller Ohren. Aus Versehen also stolpere ich beim Sendersuchlauf in ebendiese Veranstaltung und werde sogleich vielstimmig durch alle Mitfahrer dazu angehalten, um Himmels willen auf dieser Frequenz zu verharren. Bitterlich beklagt sich dort gerade eine junge Frau namens Nina, daß sie von ihrem Freund kein Geburtstagsgeschenk erhalten habe und was das wohl bedeuten solle. Unerhört, sagen die meisten; auch bei uns im Kleinbus. Nun versuche ich, beim Sender anzurufen. Wozu hat man schon eine europaweite *Flatrate*. Zu meinem Glück lande ich nur in der Warteschleife. Ansonsten hätte ich etwas gesagt. Nina, erstens gibt es kein Recht auf Geschenke. Und zweitens ist das Verhalten Deines Freundes allein daran zu bemessen, wie hübsch du bist. Na bravo, meint eine meiner beiden Bergkameradinnen, die direkt in der Reihe hinter mir sitzen. Wenn du das als Deutscher hier im Rundfunk verkündest, dann mußt du dich nie mehr in Tirol blicken lassen. Und dann lachen wir alle herzlich. Ich verabreiche dem neben mir in dicken Skisocken auf meine Armlehne abgelegten Frauenfuß eine angedeutete Massage. Schließlich erreichen wir Montreux am Genfer See. Es ist bereits dunkel, und träumend glitzern die Lichter des Ortes im Widerschein des Wassers, umrahmt von schneegekrönten Bergen. Danach passieren wir Martigny und erreichen gegen halb neun unser Nachtquartier, Sion. In einem gesichtslosen Hotel an der Hauptstraße steigen wir ab und suchen eine in der Nähe gelegene Pizzeria auf, direkt am Fluß Rhône. Eine hübsche, junge Frau, farbig, schreitet uns mit wohlkonturiertem Hinterteil voran, bis wir im Eingang des Lokals verschwinden. Man möchte ihr weiter einfach so in die Stadt hinein nachlaufen, aber das ist nicht der Moment zum Abschweifen.

Im Grunde fühle ich mich gar nicht wohl, wie ich da in der Pizzeria sitze. Hitzeschub, Husten, leichtes Halsweh. Als suche der Körper nach einer guten Ausrede, um tags drauf nicht ins Gebirge steigen zu müssen. Jetzt krankwerden – das wäre das Letzte. Seit Monaten habe ich auf diese Herausforderung hingelebt. Eine gute Nachtruhe wird es richten müssen. Zuvor noch Salat mit Hühnerleber – zwanzig Franken. Warum in der Schweiz bloß alles so teuer ist, fragen wir uns. Ein Schein von einhundert Franken, den ich von meiner seligen Großmutter geerbt habe, erweist sich als ungültig. Vor Jahrzehnten sei der schon abgelöst worden. Peinlich. Auch das noch. Erst auf der Rückreise werde ich ihn in

einer Sparkasse eintauschen können. Aber jetzt ist er nichts wert, und ich habe keine Schweizer Franken. Also zahle ich per Karte und erhalte von den anderen das Bargeld, damit ich auf der Hütte nicht blank bin. Doch der Luggi, Georgs Sohn und unser zweiter Bergführer, ist Student und muß mir daher nichts zahlen. Jurisprudenz. Ich bin schließlich als Student auch immer eingeladen worden. Außerdem muß man sich mit Bergführern gutstellen. Man hängt ja nachher in jeder Hinsicht von ihnen ab. Also gezahlt und zurück durch die unansehnlichen Straßen ins Hotel. Und dann nichts wie ins Bett, während die anderen sich noch in der ungemütlichen Bar niederlassen. Der Schlaf, in den ich fast umstandslos falle, ist so tief, wie ich ihn erhofft und gebraucht habe.

II.

Tags drauf ist Palmsonntag. Ich fühle mich wie neugeboren. Alle Anzeichen beginnender Erkrankung sind hinweg. Auch die Umgebung sagt mir bei Tageslicht sehr viel mehr zu als noch am Vorabend. Man sieht Weinreben und die Ruinen einer mächtigen Festung direkt vor meinem Fenster. Hell und klar und blau ist der winterliche Berghimmel. Das Fenster meines engen Zimmers steht einen Spalt weit offen, und ich reiße es ganz auf. Tief atme ich die Höhenluft in mich ein. Das ist nicht mehr Berlin, wahrlich. Das Telephon schellt – man vermißt mich beim Frühstück und freut sich, daß ich zumindest vorerst nicht schwächle. Es gibt weiteren Anreiz: Neben uns stärkt sich der weibliche Nachwuchs der Schweizer Abfahrt. Hübsche, blonde Mädchen mit roten Wangen. Sie stehen auf derart muskulösen Schenkeln in ihren enganliegenden Renn garnituren, daß wir uns anerkennender Kommentare nicht enthalten können. Auf dem Zimmerflur stehen große Taschen mit dem Gerödel der Mädels, abgewetzte Beinschienen, verbeulte Helme und so weiter. Gladiatorinnen. Oben Frau, unten Maschine. Sagt einer von uns, und ich verrate nicht, wer.

Wir brechen auf. Hoch und höher geht es ins Gebirge. Immer einsamer und kleiner liegen die Dörfer unten am Wegesrand. Fast alle Häuser sind aus Holz gebaut. Die Landwirtschaft, die dort oben betrieben wird, wirkt geradezu ärmlich; allemal mühselig. Die Straße verläuft noch in einigen Serpentinaen und hört dann auf. Wir haben Fionnay erreicht, und ab jetzt beginnt die Skitour. Absitzen, anziehen, auffellen. Sonnencreme auftragen, Scherze machen. Dem Deutschen beibringen, wie man die Ski richtig auf der Schulter trägt. Piepskontrolle am Einstiegspunkt. Abmarsch.

In diesem Moment weiß ich, warum ich das mache. Das Gespräch ist verstummt, und nur noch das rhythmische Knirschen und Schaben der Gehbewegung ist in der stillen Natur zu vernehmen. Es gibt nichts anderes, was man tun kann, außer zu gehen. Es gibt nichts anderes, was man tun muß, außer den nächsten Schritt zu setzen. So lange das Gelände einfach ist, können die Gedanken schweifen. Sehr schnell lassen sie dabei den Alltag hinter sich; das Büro, die Zwänge des bürgerlichen Daseins. Ich denke über die Menschen nach, die mir nahestehen. Und über mich selbst. Über Begegnungen und Gespräche. Über Dinge, die mich interessieren. Nicht das Tagesgeschehen, eher Grundsätzliches. Ich spreche im Geiste mit meinen Vorfahren.

Aber wenn das Gelände anspruchsvoll wird, muß man sich auf seine Schritte konzentrieren. Nach einer Weile ist das für uns der Fall. Im Tal heulen Hunde. Die ersten Spitzkehren. Dann fast nur noch Spitzkehren. Die Atmung wird schneller, das Tempo langsamer. An einer ebenen Stelle rasten wir. Alle sind guter Dinge und überwältigt vom Anblick der eisbedeckten Gipfel. Im Hochgebirge zu sein, ist natürlich etwas völlig anderes als meine Ausflüge im Zahmen Kaiser. Zunächst empfinde ich die Berge abweisend und von einer erhabenen, unnahbaren Feindseligkeit. Wer die Berge kennt, der

liebt sie nicht, und wer sie liebt, der kennt sie nicht. Doch die Sonne macht Mut, und der Anblick wird nach und nach vertrauter und ein regelrechter Quell des Ansporns. Ich halte Zwiesprache mit meinem Schöpfer, genieße die immer tiefere Ruhe meines Geistes, den immer klarer werdenden Blick meines inneren Auges. Mein verstorbener Vater ist mir präsent; ich fühle mich gestärkt, ermutigt und verstanden durch ihn.

Eine Frage blende ich beim Ansteigen jedoch völlig aus: Wie soll ich dieses steile Gelände in ein paar Tagen wieder herunterkommen? So etwas denkt man nicht, sondern man geht dem Vordermann hinterher. Der Bergführer wird schon wissen. Es kann ja auch sein, daß wir einen ganz anderen Rückweg nehmen. Beim Bergsteigen lernt man etwas fürs Leben: Was zählt, ist der nächste Schritt. Nicht die nächste Woche oder der nächste Tag. Die vor einem liegende Herausforderung reicht, und wenn man derer eine nach der anderen meistert, kommt man gesund wieder an.

Nach einer kurzen, nicht ganz einfachen Abfahrt durchqueren wir eine in der Sonne gleißende Senke. Die Wärme setzt uns zu. Man kann förmlich spüren, wie der Körper an Kraft verliert. Immer dichter rücken die hohen Gipfel, namentlich der Petit Combin, dessen Fuß wir uns annähern.

Die nächste Rast ist mir bereits hochwillkommen. Sie findet unter einer aus Stahltrossen gefertigten Hängebrücke statt, die ich bereits als Ziel gewöhnt habe. Doch die Schutzhütte Panossière soll noch siebenhundert



Höhenmeter über uns liegen, sagt der Georg, und zwei Stunden müßten wir noch steigen. Ein steiler, verharschter Südhang stehe noch bevor. Vielleicht hat er sich einen Scherz erlauben wollen, vielleicht ist das aber auch einfach nur ein kluges Erwartungsmanagement gewesen. Denn es wird zwar steiler und harschig, aber beileibe nicht mehr so schwierig wie zuvor. Und es dauert auch nur noch eine Stunde, bis hinter einem Sattel eine Hütte sichtbar wird. Erst bin ich mißtrauisch und will gar nicht glauben, daß wir unser Ziel nun doch schon erreicht haben sollen. Aber weit und breit gibt es ja keine andere Behausung, und vielleicht ist das oktagonale, futuristische Ding dann doch für heute die Erlösung.

Gut tausendzweihundert Höhenmeter haben wir absolviert und sind nun auf zweitausendsechshun-



dertfünfundvierzig Meter über dem Meeresspiegel angelangt. Frohsinn macht sich breit. Schlüpfrige Witze werden erzählt; Sprüche geklopft. Ein Hüttenwart begrüßt uns in rauhbeinigem Französisch. Wir sind die ersten Gäste der Saison. Gerade erst hat der Betrieb begonnen. Alles ist mit dem Hubschrauber hinaufgeschafft worden, auch das Brennholz. Entsprechend kalt ist es drinnen, denn erst mit der Körperwärme ihrer

Gäste heizen die Räume der Hütte sich auf. In der Sonne trocknet unser Material. Ich gehe etwas abseits. Voller Dankbarkeit und in ergriffener Ehrfurcht betrachte ich das Panorama rund um mich herum. Wie gerne würde ich es zeichnen können, wenn es schon mit Worten nicht zu fassen ist. Steile Felsen, Massen von Gletschereis, Schneehöhen, wechselhafte Konturen mit Wellen und Kanten. Wir befinden uns am Rande eines halboffenen Kessels, an dessen linken Seite der Blick weit hinab ins Tal gleitet und hin und wieder sogar Mobilfunkempfang ermöglicht, während nach vorne hin wie ein entrückter König jenseits der Schwelle von viertausend Metern der Grand Combin thront. Dieser Berg da oben ist wahrhaftig eine Majestät.

III.

Erneut ist mir vorzüglicher Nachtschlaf beschert, nachdem wir uns ausgeruht und um sieben Uhr zu Abend gegessen haben. Geschlafen zu fünft in einer Stube; die Bergführer separat. Mich erinnert das an die im Rückblick immer romantische Militärzeit. Das Frühstück ist eintönig: Weißbrot, Margarine, Marmelade, Haferflocken, Milch, Tee. Unsere Hüttenwarte heißen Henri und Roland. Auch eine Katze gibt es dort oben: Misty. Ihr Schwanz ist verstummelt, so als habe im Schneesturm jemand die Tür verriegelt, bevor sie ganz hat hindurchschlupfen können. Der Hütte Warte sind keine Wirte. Wir sind ja auch in der Schweiz, nicht in Tirol. Die beiden Männer entfachen die für den Unterhalt unseres Seins nötige Betriebsamkeit, aber Enthusiasmus ist ihre Sache nicht. Einer von ihnen sucht sogar Anstellung im Tal, anhand eines Aushangs direkt am Ausschank des Marschtees. Der andere ist unverheiratet und kann sich beim besten Willen nicht vorstellen, seinen Berg zu verlassen. Die Ruhe sollten Sie mal erleben, sagt er, wenn drei Wochen lang schlechtes Wetter ist.

Für uns steht an diesem Tag der Petit Combin an. Um viertel vor acht brechen wir auf. Soeben kommt die Sonne über die Gipfel, aber lange marschieren wir in ihrem Schatten. Es ist empfindlich kalt, und das Thermometer zeigt minus fünfzehn Grad. Auch geht ein schneidender Wind, so daß nicht nur ich an den Händen friere, während der restliche Körper von der gleichmäßigen Anforderung des Gehens gewärmt ist. Der Weg führt in leichtem Anstieg über den Gletscher, bis wir eine Anhöhe

erklimmen und dort von der Sonne in Empfang genommen werden. Sofort ist es gleißend hell, und ich ziehe meine Gletscherbrille auf, die ich auf Georgs Anweisung hin griffbereit gehalten habe.

Konditionell komme ich zu meiner Freude noch gut mit, anders als im Vorjahr. Immer wieder er-



schauere ich vor dem Anblick der Bergriesen um uns herum. Unser Weg beschreibt einen Bogen, und gemächlicher Anstieg wechselt mit steileren Passagen. Einmal lege ich gar die Harscheisen an, denn dazu sind sie da, auch wenn sie bei den Tirolern verpönt zu sein scheinen. Auch die Spitzkehren kommen wieder zu ihrem Recht. Von einem kleinen Sattel aus gesehen, liegt der Gipfelaufbau nunmehr direkt vor und über uns. Linkerhand öffnet sich bereits ein Teil jenes grandiosen Panoramas, das oben in seiner Gänze auf uns wartet. Doch ein längerer Anstieg ist noch zu leisten. Mittlerweile ist es warm, sehr warm sogar. Rhythmisch setzen wir unsere Schritte, und jeder ist mit seinen Gedanken allein. Man kann Zwiesprache mit dem Schöpfer halten, dessen grandioses Werk uns wie Ameisen auf seinem Rücken entlangstreichen läßt. Eine Seilschaft am Grand Combin ist zu sehen – Punkte nur zwischen ewigem Fels und Eis. Bald werden auch wir dort oben hängen. Allmählich geht mir die Puste aus, doch der lang und schräg aufgebaute Gipfel ist nun zum Greifen nah. Ein Bergführer mit vierköpfiger Familie im Gefolge kommt uns abfahrend entgegen und erkundigt sich nach unserem Aufstieg. Entschuldigend beantwortet er meine Gegenfrage und mein Staunen, Kinder hier oben anzutreffen, daß sie mit dem Helikopter am Gipfel angelandet seien, und erst da fällt mir auf, daß die Familie mit teuren Mode-Skianzügen und hochpreisigen Abfahrtsski ausgestattet ist und unmöglich zu Fuß hier hinaufgelangt sein kann. Wir haben geschummelt, sagt er, und man spürt, daß er sich schämt für seine Gäste.

Doch nun haben wir den Gipfel erreicht und gewinnen das atemraubende Panorama in seiner ganzen Pracht. Am Horizont sind das Matterhorn und der Mont Blanc zu sehen, und als Nachbar grüßt der Grand Combin herüber. Dazwischen Hunderte von Gipfeln, keiner wie der andere. Im Hochgebirge zu sein, bringt einem die Realität der Schöpfung nahe. Dieses Wunder aus dem Flugzeug zu erblicken, ist bereits erhebend. Doch wie unendlich lohnend sind die Mühen, die man sich selber abgerungen, um



dieser Pracht teilhaftig zu werden. Die Helikopter-Touristen jedoch, von denen wir noch zwei weitere Gruppen am Gipfel anlanden sehen, verüben hiergegen ein Sakrileg. So sagt es später auch einer der Hüttenwarte – *vraiment, un sacrilège*. Wie rührend hingegen eine Zwei-Mann-Seilschaft aus der deutschen Schweiz, die wir ebenfalls dort oben antreffen. Vater und Sohn; bereits am Vorabend hat man sie auf der Hütte miteinander Schach spielen sehen. Ruhig, erfahren und voll gegenseitigen Vertrauens, der Junge und der Alte. Der Vater animiert uns vor der Abfahrt dazu, daß sich alle gemeinsam im Kreis aufstellen und die Arme auf die Schultern legen. Dann singen wir das Laurentia-Lied und gehen bei jedem Wochentag kreis herum in die Knie. Das macht locker für die Abfahrt, sagt er. Meine Tiroler sind zunächst skeptisch, dann aber mit Begeisterung dabei: Laurentia, liebe Laurentia mein, wann wollen wir wieder beisammen sein?

Die Lockerheit in den Knien ist bei der nun folgenden Abfahrt auch unbedingt nötig. Eine der Passagen ist besonders steil. Ich stürze, aber an einer anderen, gottlob harmlosen Stelle. Immerhin rutsche ich gut zwei Dutzend Meter völlig hilflos auf dem Rücken talwärts, Kopf voran. Man müßte die Ski unter sich bringen – aber wie?

Versöhnt bin ich dann und wieder voller Ehrfurcht, als wir auf dem Rückweg erneut den Gletscher überqueren, dieses Urzeugnis des Schöpfungsberichts, als Gott das Wasser vom Lande geschieden hat. Wie ein Lebewesen scheint er mir vorzukommen, der Riese aus Eis. Ganz still halte ich inne. Genieße die vollkommene Ruhe nach siebeneinhalb Stunden der Anstrengung und über eintausend Metern Höhendifferenz. Später auf der Hütte erholen wir uns und schöpfen neue Kraft. Aber auch Bedenken steigen in manch einem von uns auf, denn ein Schweizer Tourengeher am Nachbartisch ist um Haaresbreite mit dem Leben davongekommen. Am Grand Combin gestürzt und abgerutscht, 200 Meter in die Tiefe. Zu früh die Steigeisen ausgezogen und die Ski angeschnallt. Wie durch ein Wunder ist es bei zahlreichen Blessuren geblieben; Prellungen, Stauchungen und ein gehöriger Schreck. Mir wird tatsächlich etwas mulmig, aber der Georg traut mir das Vorhaben für den nächsten Tag zu, und ich vertraue ihm. Für ihn ist es selbstverständlich, daß ich das, was er mir abverlangt, kann und also auch tue. Über Mobilfunk grüße ich meine Lieben daheim.

IV.

Während wir den Grand Combin erklimmen, werden in Brüssel grausige Attentate verübt. Bomben am Flughafen und in der Metro-Station Schuman. Zwei Dutzend Tote. Nichts davon ist zu ahnen, als wir uns vor Morgendämmerung aufmachen. Zuvor trete ich für einen Augenblick neben die Hütte und halte Einkehr im Gebet, sammle geistige Kraft. Dann der lange Anmarsch über den Gletscher. Jetzt wird es ernst, sagt eine der Mitstreiterinnen, als wir schließlich die als Ski-Depot ausgewählte Stelle erreichen. Von dort geht es mit Steigeisen und Pickel weiter. Gleich zu Beginn eine fordernde Kletterei über senkrechte Felsen. Erst hinterher wird mir klar, daß wir den üblichen Einstieg verfehlt haben. Die ungewohnte Herausforderung kostet mich einiges an Überwindung, aber ist machbar, und das verleiht mir Auftrieb.



Im nachhinein verstehe ich, warum es beim Bergsteigen, im Beruf und im Leben überhaupt geht: Es zählen nur zwei Dinge – das Ziel und der nächste Schritt. Das Ziel ist abstrakt, man muß es sich nur hin und wieder bewußt machen. Der nächste Schritt aber ist das Entscheidende. In ihm liegt der Zauber des Moments. Er muß gelingen, damit ein weiterer möglich wird. Über nichts anderes muß man sich Gedanken machen. Kommt Zeit, kommt Rat; jetzt aber geht es über diesen Felsen, und dann sehen wir weiter. Das Ziel gibt dem Schritt Richtung und Sinn. Der Schritt aber ist das einzige, was man hier und jetzt tun kann und muß, um seiner Verantwortung gegenüber dem Ziel gerecht zu werden.

Wir erreichen das Eis des Gletschers. Das Gelände weist eine Steilheit von etwa fünfzig Grad auf. Direkt neben unserer Rinne geht eine Lawine ab. Donnernd und tosend fahren Massen aus Eis, Schnee und Geröll zig Meter hinab, bis auf Höhe des Ski-



Depots. Man scheint das Beben der Naturgewalt förmlich zu spüren. Unwillkürlich krallen unsere Hände sich tief in den Schnee, umgreifen das Seil, an dem wir gehen, umklammern den Pickel, den man mit aller Kraft ins Eis geschlagen. Die Berge hallen ein drohendes Echo des Getöses nach. Ich spreche ein Stoßgebet. Die Sache hier ist wirklich nicht ohne, auch wenn der Georg mich beruhigt: Drüben die Rinne ist noch steiler, da geht eher etwas ab. Na dann. Weiter also. Aber mit Respekt. Ein Fehltritt, und das Leben hängt nur mehr an einer der Eisschrauben, die der Bergführer zu unserer Sicherung eine nach der anderen über uns anbringt. Wenn eine Seillänge erreicht ist, nimmt die Seilschaft die letzte Schraube wieder heraus und reicht sie nach vorne, wo es weitergeht. Nach und nach kämpfen wir uns hinan. Ich verspüre keinerlei Anstrengung, bin voller Konzentration. Nach etwa fünfhundert Metern am oberen Ende der Rinne angelangt, durchqueren wir ein steiles, etwa hüfttiefes Schneefeld. Das ist die gefährlichste Stelle gewesen, sagt der Georg später. Denn das Feld habe sich gut und gerne lösen können, zumal wir es mit den Einstichen unserer Pickel auch noch perforieren. Endlich ist es geschafft, und der schwierigste Teil des Anstiegs liegt hinter uns. Wir befinden uns bereits in einer Höhe von über viertausend Metern, und dreihundert liegen noch über uns. Doch der Gipfelaufbau ist außergewöhnlich langgestreckt. Die Distanz, die er in dieser Höhe von uns verlangt, bemißt sich auf mehrere Kilometer. Technisch nicht anspruchsvoll, aber nun macht sich bei mir die dünne Luft bemerkbar. Jeder Schritt wird zur Qual und kostet Überwindung.

Georg, der sich mit Psychologie von Berufs wegen gut auskennt, hat unsere beiden Seilschaften klug eingeteilt: Er läuft mir voraus, und hinter mir gehen die zwei Kufsteiner Krankenschwestern. Sein Sohn führt separat die übrigen aus unserer Truppe. Eine ganze Weile lang reicht meine Sorge um die Mannesehre, daß ich mich zusammenreiße und mir vor den Damen keine Blöße gebe. Doch nach und nach geht mir die Puste aus, obgleich der Atem immer schneller stößt. Respiratorische Alkalose, so heißt es in der Physiologie. Die Lunge nimmt den Sauerstoff leichter auf, aber die Abgabe ins Gewebe ist erschwert. Die körperliche Leistungsfähigkeit ist stark eingeschränkt, der Blutkreislauf wird stimuliert, die Herzfrequenz nimmt zu. Der Geist ermattet, und nur ein starker Wille ist in der Lage, den Organismus noch weiter in derart unwirtliches Gefilde voranzutreiben. Doch was mir an mentaler Kraft nun nach und nach fehlt, wird durch die beiden Mädels wettgemacht: In einer Mischung aus herzlicher Fürsorge und derbem Ansporn nehmen sie sich meiner an. Pochpoch, geht es an meinem Rucksack, wenn ich zu lange zu verweilen drohe. Schritt, schnaufen, Schritt, schnaufen, immer weiter, so ist's brav. Ein Energie-Gel wird mir eingeflößt, und auch auf viertausend Metern funktioniert der Placebo-Effekt. Die eine oder andere Anzüglichkeit nehme ich gar nicht wahr, und irgendwie ist es schließlich geschafft. Es ist gegen vierzehn Uhr, als wir den Gipfel erreichen.

Schnell komme ich wieder zu Kräften, und der Georg meint, ich sei überhaupt gut beieinander. Das kann ich zwar nicht ganz nachvollziehen, aber ich freue mich, und spontan verfallen wir beide darauf, ein Lied anzustimmen: Die Gedanken sind frei. Doch wir liegen spät in der Zeit, und kaum komme ich dazu, den überwältigenden Blick weit über die Alpen hin bewußt aufzunehmen. Bergab geht es munter mit den Steigeisen, und mit jedem Meter ist mein Befinden wieder besser. Doch dann erreichen wir wieder die steile Passage. Da wird es erneut ein Kampf. Jeder abgehende Brocken aus dem Eis, jeder Stein, der hinabrauscht, verrät, was einem selber als Schicksal drohte, wenn man ebenfalls den Halt verlöre und der Schwerkraft anheimfiele. Der Bergführer sichert, bis wir flacheres Gelände erreichen. Dort steigen wir zügig als Seilschaft hinab. So zügig, daß ich mir mit den Steigeisen die Hosenbeine aufreiße. Das ist ärgerlich, aber nicht so schlimm, wie auf das Seil zu treten, an dem schließlich das Leben hängt. In früheren Zeiten und mit den empfindlichen Hanfseilen damals hat so etwas abends auf der Hütte eine Runde gekostet. Und einmal benötigen wir das Seil tatsächlich noch um Haaresbreite, denn die Vorsteigerin rutscht aus, fängt sich aber sogleich. Erschrocken und unwillkür-

lich klammern wir anderen uns fest ins Eis und rammen den Pickel tief hinein. Zum Glück bleibt es beim Schrecken – und einem verstauchten Daumen.

Derweil geht die Sonne unter und taucht die unglaublich Szenerie rund um uns herum in unwirkliches, warmes Licht und rotgoldenen Feuerglanz wie der von kochendem Metall. Leichter, bläulicher



Dunst steht in den Tälern, und gewiß richtet so mancher dort unten nun seinen Blick hinauf auf die Gipfel, die im Alpenglüh stehen, und wir mitten an ihnen. Als wir das Ski-Depot schließlich erreichen, sind zwölf Stunden vergangen. Ein ganzer Tag an körperlicher Schwerstarbeit. Ich bin dankbar und nicht ganz ohne Stolz, daß man als Büromensch aus dem Flachland überhaupt zu einer solchen Leistung in der Lage ist. Mit letzter Kraft absolviere ich den Heimweg von zwei Stunden und kann es noch gar nicht fassen: Mein erster Viertausender. Der höchste Berg!

V.

Wir legen einen ruhigen Tag ein, nachdem die große Herausforderung am Vortag gemeistert ist. Frühstück erst um sieben, Aufbruch um kurz nach acht. Wir steigen wieder über den Gletscher, der aber zunehmend von Nebel bedeckt ist. Einmal noch wird der Schleier vom Wind zerteilt. Die Sonne bricht durch, und der Blick öffnet sich bis hinauf auf das gewaltige Massiv, das wir vor vierundzwanzig Stunden erklommen haben. Doch dann schließt sich der weiße Vorhang wieder. Wir machen ausgiebig Pause, und versehentlich entleere ich einen Dreiviertelliter Marschtee in meinen Rucksack. Immer dichter ziehen die Nebelschwaden, und schließlich sieht man fast die sprichwörtliche eigene Hand vor Augen nicht mehr. Nach nicht einmal vier Stunden kehren wir um. Das ist auch höchste Zeit, denn die Abfahrt stellt sich bereits als ungewollt gefährlich heraus, aufgrund der völlig unzureichenden



Sicht. So manche Spalte im Gletschereis sehen und umfahren wir erst in letzter Sekunde. Schneefall setzt ein und wird rasch dichter. Gegen Mittag aber haben wir es geschafft und sind wieder zurück auf der Schutzhütte, die schließlich erlösend aus dem Schneegestöber auftaucht. Das Wetter erinnert euch daran, daß ihr im Gebirge seid, meint Roland, einer der Hüttenwarte, lakonisch.

Am liebsten möchte ich ganz ins Tal abfahren. Mich zieht es zurück. Doch maßlos unterschätze ich die Herausforderungen, welche die Talfahrt noch für mich bereithalten soll. Ich habe Glück, daß die Gruppe entscheidet, die Nacht noch planmäßig auf der Schutzhütte zu verbringen. Ich verteile Pferdesalbe gegen alle Wehwehchen, von dem verstauchten Daumen meiner Skikameradin bis hin zu dem verrenkten Fußgelenk einer blonden, sehr sportlichen Französin aus den Pyrenäen. Ihre Begleiter erkundigen sich nach unserer Routenführung am Grand Combin, weil sie tags drauf hochwollen. Hélène, wie die Blonde heißt, wird nicht mitkönnen, das Gelenk ist ganz geschwollen. Die Franzosen gehen früh schlafen, aber unsere Tiroler Tischrunde wird gesellig, und in Strömen fließt der einfache, wohlschmeckende Rotwein aus dem Tal. So einen Hüttenabend gibt es nicht, wenn man zu früh abfährt, zwinkert der Georg mir zu. Prustend und kichernd krauchen wir schließlich in unsere Schlafsäcke, und völlig fern liegt mir der Gedanke an die in wenigen Stunden bevorstehenden Herausforderungen.

VI.

Sehr früh werde ich am letzten Morgen unserer Bergfahrt wach. Nach der zünftigen Zecherei am Vorabend dröhnt mir der Schädel. Frühstück und Aufbruch in aller Ruhe. Bange Blicke gehen zum Grand Combin hoch, besonders aus den blauen Augen der fußkranken Hélène. Ihre Kameraden sind um drei Uhr in der Frühe aufgebrochen zum Gipfelsturm. Nun aber braust in geringer Höhe ein Rettungshubschrauber über unsere Häupter hinweg und hinauf zum Massiv. Die Franzosen müssen sich gerade in jener Rinne befinden, die mir unvergeßlich in Erinnerung ist. Der Hüttenwart Roland klemmt sich ans Telephon. Minuten der Anspannung und Sorge. Allgemeine Erleichterung, als er schließlich durchgibt: Es handelt sich bloß um einen Kontrollflug.

Für uns beginnt die Talfahrt. Abschied und los. Ich sehe bald ein, daß ich diese letzte Herausforderung die ganze Zeit über und besonders am Abschiedsabend hervorragend aus meinem Geist verdrängt habe. Aber nun ist sie unumgänglich. Skifahrerisch bin ich schlichtweg überfordert. Auch die Moral läßt in mir nach angesichts der abergläubischen Sorge, daß mir nun, ausgerechnet in den letzten Stunden, noch etwas zustoße. Moral nicht als Sittlichkeit, sondern im Sinne von Mut. Ganz wie auf Mensur oder im Felde wird dieser altmodische Begriff auch beim Bergsteigen noch gebraucht. Wie bei Nietzsche geht es für diese Form von Moral um den Willen zur Macht, allerdings zur Macht über sich selbst. Mut als Moral heißt nämlich nicht die Abwesenheit von Angst, sondern die Fähigkeit, diese zu kontrollieren und trotzdem ruhig, besonnen und kräftig das Nötige zu tun. Über diese Fähigkeit verfüge ich in jenen letzten Stunden nur mehr eingeschränkt. Mehr schlecht als recht rutsche ich die steilen, endlosen Hänge hinab – meinen Kameraden aber immer noch Hochachtung abgewinnend, daß ich es überhaupt hinunterschaffe. Doch was bleibt mir auch anderes übrig? Luggi, Georgs Sohn und unser zweiter Bergführer, fährt auf Geheiß seines Vaters eine etwas riskantere Variante und landet prompt in einem Felsenspalt, aus dem er sich nur beschwerlich herausarbeitet. Sein Vater bleibt bei ihm, um ihn zur Not abseilen zu können. So verliere ich ihn als meinen Lotsen und kämpfe mich alleine weiter hinab in das tief unter mir liegende Tal. Die anderen warten bereits

unten. Schließlich sind auch diese letzten Abenteuer überstanden und alle, auch die beiden Bergführer, wieder wohlbehalten zurück.

O welche Wonne! In der Sonne trocknet die von Schweiß und Schnee durchnäßte Ausrüstung, während wir leichtfüßig über den Parkplatz schreiten, Wasser trinken, Riegel knabbern, Belangloses plappern und gar nicht wagen, zum Ausdruck zu bringen, welches innere Hochgefühl von Dankbarkeit und Erhabenheit ein jeder von uns verspürt. Man muß auch gar nicht darüber sprechen, denn man weiß es ja ohnehin. So herrscht denn auch neben der vordergründigen, fröhlichen Geschäftigkeit des Aufbruchs zur Heimfahrt eine höhere, stille Übereinkunft und Gemeinschaft zwischen uns, gestiftet durch den Anblick und das Erleben jener übermenschlichen, wahrhaft göttlichen Größe und Pracht, wie nur die Berge sie bieten.

*

* *

Wahrlich, von allen Betätigungen, in denen eine ehrbare Erholung gesucht wird, ist für geistige und körperliche Frische keine wohltuender als diese, nur muß Waghalsigkeit vermieden werden. Steigt man nämlich nach harter Arbeit und Mühe hinauf, wo die Luft dünner und reiner ist, so erneuern sich und erstarken einerseits die Kräfte, während andererseits der Mensch ausdauernder wird auch in den schwersten Pflichten des Lebens, denn er lernt mutig allen Gefahren ins Auge zu schauen. Beim Betrachten der Unendlichkeit und Schönheit der Zauberbilder, die sich auftun, erhebt sich unsere Seele leicht beflügelt zu Gott, dem Urheber und Herrn der Natur.“

PAPST PIUS XI. ANLÄßLICH DER ERNENNUNG DES HL. BERNHARD VON MENTHON ZUM SCHUTZPATRON DER BERGSTEIGER (1923)